

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Großer Volkskalender des Lahrer hinkenden Boten

Karlsruhe, Im Digitalisierungsprozess: 1882-1942

Schulz, Gabriele: Im Steinbachtal. Erzählung

urn:nbn:de:bsz:31-62042

von der Wand und rannte davon, dem Priesterhofe nach. Indem er nun schreiend und fluchend auf das Haus zukam, stand der fromme Herr gerade am offenen Fenster und schaute auf die Gasse.

„Großer Gott,“ schrie er und schlug die Hände über dem Kopf zusammen, „der Wirt ist dennoch wieder unsinnig geworden. Er will mich töten. Ihr lieben Nachbarn, Feuerjo, Mordjo, Burgerjo! Helft mir doch von dem unsinnigen Menschen. Feuerjo, Burgerjo!“

Alle Leute erschrafen und liefen auf die Straße. Der Wirt aber stach mit dem Spieß in die Haustüre, daß es krachte und die Späne flogen.

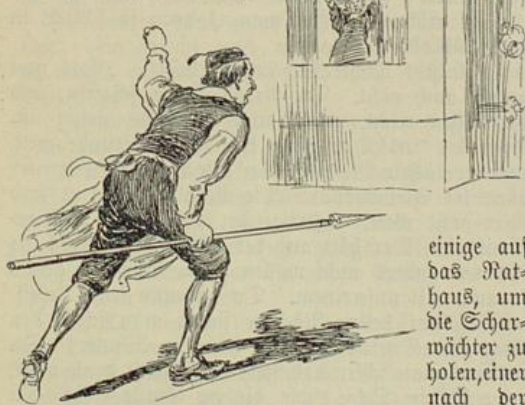
„Er hat mich um zwölf Gulden betrogen, er muß sterben. Beim heiligen Cyriak, er muß sterben.“

„Laß ab, Lindenwirt,“ schrien die Nachbarn, „oder wir schlagen dir die Knochen entzwei. Willst du die Türe verwüsten? Sie hat dem Magistrat drei Gulden gekostet.“

Aber der Wirt drehte nun den Spieß gegen die Bürger: „Hätte er sich nicht für die zwölf Gulden verbürgt, so hätte ich die zwölf Halunken in Stücke gehackt und den Säuen zu fressen gegeben. Um zwölf Gulden hat er mich behergt. Wollt ihr? Ihr Sackermenter?“

Und der Wirt stach gegen die Bürger.

Diese liefen davon,



einige auf das Rathaus, um die Scharwächter zu holen, einer nach der

Er hat mich um zwölf Gulden betrogen, er muß sterben! Kirche, die Bürgerglocke zu läuten.

Denn es war offenbar, daß der Wirt von Sinnen war und ein böser Geist aus ihm redete.

Endlich wurde der Wirt von einem Haufen Menschen überrannt, gebunden und vor die Stadt hinaus ins Narrenhäusle geschleppt, dort mußte er einige Tage fasten und dann Urfehde schwören.

Aber so lange er lebte, haßte er den frommen Priester wegen der zwölf Gulden. So oft er in dessen Nähe kam, wurde er tobsüchtig, so daß man ihn ergreifen und halten mußte. Jahrelang konnte der Pfarrer nur mit großer Angst die Messe lesen, wenn er wußte, daß der Wirt in der Kirche war.

Das ist Eulenspiegels Rache.

Im Steinbachtal.

Erzählung von Gabriele Schulz.



Durch das Waldtal kam ein junger Bursche gewandert.

Auf dem blonden Kraushaar trug er die Soldatenmütze, denn seine Militärzeit war gerade beendet. Das sah man auch an der Haltung, an dem straffen Gang, mit dem er den steinigen Weg dahinschritt. Und man konnte es an den grauen Augen sehen, die mutig in die Welt hineinblickten, wie es einem Soldaten zukommt.

Durch das bunte Laub der Bäume lachte der Herbstsonnenschein; der Bach zur Seite des Weges, den man schon ein Flüsschen nennen konnte, rauschte und sprang lustig von Stein zu Stein. Da gab auch der Bursche allen traurigen Gedanken Valet, er richtete die tannenschlanke Gestalt höher auf, spitzte die Lippen unter dem Schnurrbart und piffte sich ein Wanderlied.

An der Ursache zum Traurigsein fehlte es ihm aber nicht.

Der Vater war ihm gestorben, als er gerade die Schule verlassen hatte. Das kleine Anwesen wurde von der Mutter verwaltet. Es stammte von ihren Eltern, sie war dort aufgewachsen und mit der Arbeit wohl vertraut. Der junge Sohn half, wo er konnte, und freute sich mit der Mutter auf die Zeit, wo er groß und stark genug sein würde, selbstständig zu wirtschaften und das Brot für die Mutter und die jüngeren Geschwister zu erwerben. Kräftig wuchs er heran. Auf der Mutter Besuch ward er von der Militärbehörde ein paar Jahre zurückgestellt, bis die Geschwister aus der ersten Kindheit heraus waren. Dann nahm sich die Mutter einen Knecht, und so hofften sie beide, würde es schon gehen, bis er seine Zeit abgedient hatte.

Er war gern Soldat gewesen. Wenn er seinen Brauen unter sich fühlte und mit der Schwadron hinausstrabte zur Übung, dann fühlte er sich stolz wie ein König. Aber sein Sinn stand doch darauf, einst den bunten Rock wieder ausziehen und ein rechter Landmann zu werden. Das dünkte ihn noch schöner, als Soldat zu sein.

Es kam alles anders.

Den Knecht, welchen die Mutter gedungen hatte, lockte das Häuschen und der kleine Besitz an Acker und Wiese. Die Hausfrau aber hatte den tüchtigen Arbeiter geschätzt, hatte sich an ihn gewöhnt, und ehe noch ihres Sohnes Militärzeit beendet war, hatte sie mit ihm die zweite Ehe geschlossen.

Karl war nach Hause gekommen. Wie im Traum war es ihm zu Mute. Er hatte guten Willen gehabt, schon um der Geschwister willen wollte er daheim bleiben. Aber bald sah er ein, daß das kleine Anwesen nicht alle ernähren, nicht zwei kräftige Männer mit Arbeit versorgen könne. Da ließ er die Heimat, die für ihn keine Heimat mehr war, und ging in die Fremde.

Als er weit genug war, daß ihn niemand mehr kannte, niemand von seinem Geschick wußte, kam er in eine größere Stadt. Dort mochte er nicht bleiben. Er war auf dem Lande groß geworden und verstand auch nur die Landarbeit. Da las er auf einem Schild: „Mietbüro für ländliches Gesinde.“ Er ging hinein, und als er wieder aus dem Hause trat, da hatte er sich als Knecht verdingt. Auf einer Mühle war die Stelle, in einem Gebirgstale, viele Meilen von der Stadt entfernt. Der Mühlenbesitzer braucht einen Knecht, seine Acker und Wiesen zu bewirtschaften. Gar viel des Schönen wußte der Vermittler zu sagen über die herrliche Lage der Mühle, die gute Kost und mäßige Arbeit, aber Karl fühlte sehr wohl, daß ein Haken dabei sein mußte. Denn wenn die Stelle so vorzüglich war, warum war sie dann nicht längst vergeben und ihm, dem landfremden Knecht, aufgepart worden? Aber er nahm sie an, denn das, womit der Vermittler nur so von hinten herum herausrückte — besonders lebhaft sei der Verkehr dort nicht und das Dorf ein gut Stück entfernt —, das war ihm gerade recht. In die tiefste Einsamkeit wollte er seinen Kummer tragen, weit weg von den Menschen, daß ihm nie ein bekanntes Gesicht begegnen, nie eine bekannte Stimme sagen könnte: Das ist ja der Hübner-Karl, der von Hause fortging, weil seine Mutter ihm einen Stiefvater gegeben hat!

Recht düster war sein Sinn gewesen, als er an der kleinen Eisenbahnhaltestelle ausgestiegen und neben dem hoch am Berghang sich hinwindenden Schienenwege den Weg ins Steinbachtal aufwärts gewandert war. Aber als er schon eine gute halbe Stunde Weges hinter sich hatte und die Pracht der Gebirgswelt vor ihm, der aus einer flacheren Gegend kam, sich auftrat, da war es ihm, als könne doch nicht alles traurig sein auf dieser schönen Erde. Die Kraft, welche die Berge getürmt hatte, welche die

Wälder aufsprießen und die Wasser aus den Felsen springen hieß, die mochte auch s e i n e m Leben wieder eine andere Richtung geben. Ganz deutlich mit Worten dachte er das zwar nicht, aber er fühlte es in seinem Herzen. Da war's, daß er die Mütze in den Nacken schob und zu pfeifen begann.

Jetzt kamen ihm zwei entgegen. Der eine war ein Bursche wie er, etwas kleiner nur und von gedrungenere Gestalt, auch wohl etwas älter. Der andere mochte vielleicht fünfzehnjährig sein, ein schlanker Junge, dem aber die Betrübniß aus den Blauaugen herausguckte. Der Ältere schob eine Karre vor sich her, darauf ein Koffer stand.

Als die beiden bei unserm Wandersmann angelangt waren, setzte der Bursche seine Karre mit einem Ruck nieder. „Will ich wetten, es ist der neue Knecht von der Hintermühle!“

„Der bin ich,“ erwiderte Karl überrascht. „Aber Ihr, — wer seid denn Ihr?“

Der andere lachte. „Je nun — wer werd' ich sein? Der alte Knecht von der Hintermühle natürlich. Und das da ist der Kuhjunge Alwin, das heißt: gewesen, denn zum Winter hat ihm der Herr den Dienst gekündigt, weil dann einer die Arbeit verrichten kann.“

„Warum seid Ihr denn nicht der eine?“

„Weil ich ein Mensch bin und kein Stück Vieh. Ihr werdet's auch noch erfahren.“

Karl erschrak. „Hat man es denn so schlecht in der Mühle?“

„Schlecht?“ lachte der andere heiser. „Das nun gerade auch nicht. Die Arbeit ist zu schaffen, und das Essen reicht, wenn auch die Frau geizig ist. Aber bis ins Dorf ist's eine halbe Stunde weit, und der nächste Mensch ist der alte Bahnwärter weiter oben im Steinbachtal. Die Mahlgäste — es sind ihrer nicht viele — fertigt der alte taube Müller-Emil ab. Der hält auf der Mühle aus, weil sie ihn wo anders nicht wollen. Im Sommer geht's ja auch mit unsereinem. Da hat man seine Arbeit, und in den hellen Nächten findet man schon den Weg zum Dorfwirtshaus. Aber im Winter! Da verlernt man schier das Reden! Zuletzt denkt man, man ist ein Ochse, wie die im Stalle. E i n e n Winter hab' ich's ausgehalten, einen zweiten probiere ich es nicht.“

„Aber hat denn der Müller keine Familie?“

„Familie? Ja — eine Frau hat er und eine Tochter auch — ein schönes Mädel! Aber was geht das den Knecht an? Das Gesinde gehört nicht zur Familie. Wenn die Arbeit getan ist, dann wird in der zugigen Küche der Futternapf hingestellt, und am Abend heißt es: Marsch! Da kann man im Stall sitzen bei dem Vieh oder in der kalten Kammer auf dem Boden. Man hat ganz die Wahl. Ich für meine Person danke.“ —

„Wohin wollt Ihr denn?“

„In die Stadt will ich. Schuften muß man dort auch, das weiß ich, aber man ist doch nicht so gottverlassen wie auf dem Dorfe. An jeder Ecke ist ein

Wirtshaus, da ist's warm, und Gesellschaft findet man auch."

Karl schaute den andern an. Die kleinen schwimmenden Augen, die rote Nase kündeten, daß der Knecht auch von der einsamen Mühle aus das Wirtshaus recht wohl zu finden gewußt habe. Und doch klang ein Ton von Wahrheit aus den Worten, der ihm ans Herz ging.

"Gibt's denn keine andern Dienstleute auf der Mühle, mit denen man zusammenhalten kann?" fragte Karl beklommen.

"Freilich gibt's. Im Sommer gibt's den Kuhjungen, — zum Winter schickt ihn der Herr heim zur Mutter, die nicht weiß, wie sie ihn durchfüttern soll. Was schert's die Reichen?"

Jetzt verstand Karl, weshalb der Junge so betrübt dreinschaute.

"Eine Magd ist auch da. Die und der Knecht, nun, die können ja zusammenhalten, wenn sie wollen. Aber wie ist's damit? Ist die Magd ein junges frisches Mädel, dann tun sich die zwei enger zusammen, als dem Pfarrer lieb ist. Ist es eine alte und häßliche — der geht der junge Knecht aus dem Wege. Meistens trifft es so, denn hier ins Waldtal geht keine, der das Herz nach Jugendlust steht. Die über den Sommer da war, hat sich ins Dorf vermietet, die neue, die erst seit ein paar Tagen da ist, ist nicht schön und nicht jung."

Das waren keine guten Aussichten. Wie aber der Karl dem Knecht noch einmal ins Auge schaute, da wußte er, daß die Schuld wohl auf beiden Seiten zu suchen sei.

"Ich muß sehen, wie ich fertig werde," sprach er. "An gutem Willen soll es nicht fehlen."

"Wird auch noch lahm werden," meinte der andere. "Aber jetzt ist's genug geredet, sonst versäume ich meinen Zug. Der Alwin soll Euren Koffer mit herausbringen, hat der Herr gesagt. Gebt ihm den Schein." Dann zogen die beiden weiter, und Karl setzte seinen Weg fort.

Das Tal begann sich zu engen. Das Flüsschen, die Straße und oben am Berghang die Eisenbahn füllten es aus und hießen die Acker und Wiesen hübsch draußen bleiben. Es wurde kühler und schattiger. Dann noch eine Wegbiegung, und die Hintermühle lag vor dem Wanderer.

Die Gebäude lagen um einen länglichen Hof herum, zuvorderst das Wohnhaus, stattlich unter grauem Schieferdach geborgen. Schon von ferne hörte man das Mühlrad klappern.

Zu dem großen Hausflur lag es weiß auf allen Geräten. Links, das hörte man wohl, befand sich das Mühlwerk, die braune Tür rechts mochte in die Wohnung führen.

Sie tat sich jetzt auf, und ein Mädchen trat heraus. Dem Karl gab es einen Ruck im Herzen, als er ihr ins Gesicht sah. "Ein schönes Mädel!" hatte der abziehende Knecht von der Haustochter gesagt. Wohl war sie's, — nur ein wenig freundlicher hätte sie schon ausschauen dürfen.

Sie guckte den Fremden von oben bis unten an. "Wollen Sie zu meinem Vater?" fragte sie dann. "Zu Herrn Mühlenbesitzer Döring, ja," sagte Karl. "Ich bin der neue Knecht."

"So?" sprach sie hochmütig. "Ich werde den Vater rufen." Dann verschwand sie wieder hinter der braunen Tür.

Da stand Karl und konnte sich an dem Willkommen im neuen Heim freuen.

Jetzt kam der Hausherr, eine breite Bauerngestalt, ließ sich seine Papiere geben — denn bis jetzt war alles durch den Vermittler gegangen —, zeigte ihm seine Kammer unter dem Dache und hieß ihn dann in die Küche treten, wo er mittageffen könne. Er war nicht unfreundlich zu ihm, aber kurz und gleichgültig. Für ihn war der neue Knecht die gleiche Sache wie ein neues Pferd oder ein neuer Hofhund, dem man auch Stall und Futter anweist und ihm dann seine Arbeit gibt. Die neue Magd, eine derbe Dirne, stellte das Essen für Karl zurecht und begann dann, ihn weidlich auszufragen. Aber Karls Sinn und Gedanken waren wo anders.

"Wir müssen uns mitammen die Zeit vertreiben," jagte das Mädchen, "sonst ist es hier doch zu einsam. Wenn ich das vorher gewußt hätte, dann wäre ich gar nicht hergezogen."

"Mir ist es nicht zu einsam," sagte Karl. "Nun, einen Winter halte ich es vielleicht auch aus. Sonntags ist Tanzmusik oben im Dorfe, da kann man doch manchmal lustig sein."

Karl löffelte schweigend weiter. "Die Hausleute gucken unjereinen ja doch nicht an," plauderte die Magd weiter. "Die Frau hat die Schlüssel zum Speisegewölbe in der Stube, — das gefällt mir gar nicht, und was die Tochter, die Rosel ist —"

Jetzt spitzte Karl die Ohren, aber von dem, was die Magd weiter über die Herrschaft redete, hörte er kein Wort. Alle seine Gedanken blieben an dem einen Namen hängen.

Also Rosel hieß sie! Nun, wenn das ein Vergleich sein sollte, dann war sie aber ein Purpurröslein. Dunkel schauten die Augen aus dem schmalen bräunlichen Gesicht, die Wangen leuchteten in tiefem sammetnen Rot, zwischen den blühenden Lippen lachten schneeweiße Zähne.

Tief, tief empfand es Karl da, daß er ein armer Knecht war, der nicht die Augen aufschlagen durfte zur Tochter des wohlhabenden Besitzers.

2.

Es war nach Weihnachten. Ein sonnenheller Frosttag lag über dem Waldtal. Der Steinbach hing gefroren von den Felsen herab, und das Mühlrad stand still. Der alte Müller-Emil saß halbe Tage lang rauchend in der Küche und beobachtete lauend den Knecht und die Magd mit dem Mißtrauen, das so oft die Beigabe der Schwerhörigkeit ist. Aber — obwohl es ihm schier leid war — die beiden hatten nichts miteinander. Heute war es Sonntag. Die

Hausfrau saß in der Stube am Fenster und blickte in den Hof hinaus, der sonnenbeschienen zwischen den Gebäuden lag. In der Küche rührte die Magd. Der Müller-Emil klopfte am Herd seine Pfeife aus und legte eine frische Kohle auf. Dazwischen schielte er nach den Kochtöpfen. Dann wies er mit dem Daumen über die Schulter nach dem Hofe und zog den breiten Mund noch etwas breiter. Er sah dasselbe, was die Hausfrau von ihrem Fenster aus bemerkte: den Knecht nämlich, der wie eine Schildwache zwischen dem Hause und der großen Scheune hin- und herging. Karl war im Sonntagsstaat, aber die Sommermütze schien unzertrennlich von ihm. Er trug sie heute weit im Nacken, das deutete auf gut Wetter, denn die Mütze war das Barometer, das Karls Gemütsstimmung anzeigte. Die Hände steckten in den Hosentaschen, — so marschierte er hin und her. Seine Augen aber gingen, wenn er an der Scheune angelangt war, immer den gleichen Weg, die Straße entlang, die das Tal aufwärts zum Dorfe führte. Von dort aus mußten sie kommen, der Hausherr und seine Tochter nämlich, denn sie waren in die Kirche gegangen und konnten nun zurück erwartet werden. Zwischen den Zähnen hielt Karl eine Weizenähre, die er im Vorbeigehen aufgesehen hatte, und wenn er nur an die Rosel dachte, dann schmeckte die Ähre süß bis durch den Stiel hindurch. „Ein schönes Mädel!“ hatte der abziehende Knecht gesagt, und der Karl fügte bei: „Und ein liebes dazu!“ Und das war das Beste. Denn mit der Schönheit ist es so: man gewöhnt sich daran, und wenn kein gutes Herz dahinter steckt, dann sieht man sie zuletzt überhaupt nicht mehr.

Freilich — die Erfahrung, daß die Rosel lieb sein könne, hatte Karl nicht an sich gemacht. Zu ihm war sie hochmütig wie am ersten Tage. Vielleicht hatte er es selbst auch versehen, da er sie einst, als sie im Stall zusammentrafen und sie sich etwas gnädiger als sonst erwies, höflich eingeladen hatte, doch einmal mit ihm zum Sonntagstanz ins Wirtshaus zu gehen. Er hatte der Hausdchter eine Artigkeit erweisen wollen und nicht daran gedacht, daß er nicht mehr der Sohn eines, wenn auch geringen Eigentümers sei, sondern ein Knecht, der sich das tägliche Brot verdiente.

Die Rosel aber hatte es nicht vergessen. Die dunklen Augen taten sich weit auf, und das bräunliche Gesicht ward dunkelrot.

„Ich? — mit Ihnen?“ hatte sie nur gesagt. Dann warf sie den Kopf in den Nacken und ging ohne ein sonstiges Wort davon.

Ja, zu ihm war sie nicht sanftmütig. Aber sie konnte auch anders sein. Wie treulich stützte und pflegte sie die kränkliche Mutter und ertrug ihr Schelten mit Gelassenheit. Einen alten Bettler aus dem Dorfe, der allmonatlich ins Waldbtal kam, eine Gabe zu heischen, hieß sie in der Küche niedersitzen, trug ihm selbst auf und steckte ihm am Ende noch ein Stück Speck zu, davon die geizige Mutter nichts wußte. Und als gar der Hofsund, der alte Tyras,

krank war, da kniete sie bei ihm und hielt seinen Kopf, gab ihm Milch zu trinken und redete mit sanften Worten zu dem leidenden Tier. O, wie der Karl da den Tyras beneidet hatte!

Ja, die Rosel war nicht freundlich zu ihm, und doch war sie es, die ihn auf der Mühle festhielt. Es gab schlechtere Dienste in der Welt, aber gar einsam kam er sich doch oft vor. Wie wenn der Wind ein Blatt vom Baum gerissen und durch die Luft geweht hatte, so war er hierher verschlagen worden. Der Herr verlangte nicht zuviel, der Knecht hatte die richtige Zeit zum Essen und Schlafen, aber sonst kümmerte sich keiner um ihn. Ob er froh oder traurig war, ob er Freunde brauchte oder nicht — niemand fragte. Er war eben der Knecht, der seine Arbeit zu verrichten hatte und dafür seinen Lohn empfing — weiter nichts. Manchmal kam's dem Karl in den Sinn, als sei es das Beste, wenn er sein Bündel wieder schnüre und weit davongeh, wo es gar keine Rosel mehr gäbe. Denn was sollte daraus werden?! Aber es hielt ihn fest wie mit stählernen Ketten, und er vermeinte, gar nicht mehr leben zu können ohne sie. So schob er's denn hinaus. So lange die Rosel daheim bei den Eltern blieb und keinem Freier folgte, so lange wollte auch er bleiben.

Eine glückliche Zeit war es dennoch für ihn. Wenn er des Abends seine kalte Kammer aufsuchte und ins Bett kroch, dann dachte er: Morgen werde ich sie wiedersehen! Wenn dann der Morgen kam, so war es ihm, als breche ein hoher Festtag an, und er sprang voll Lust aus dem Bette. Nur schade, daß es nicht ewig so bleiben konnte!

Wenn dem Karl einmal das Herz zu groß werden wollte, dann griff er zu seiner Ziehharmonika und ließ seine Gefühle in schönen Weisen ausklingen. Das war das Sicherheitsventil, das er aufmachen konnte, wenn es ihm im Gemüt stürmte und er Lust oder Leid keinem klagen konnte. Von jeher war es so gewesen, seit er aber die Rosel kannte, da kamen die Töne wie von selbst, und die Harmonika war ihm wie ein Mensch, der mit ihm jauchzen und klagen konnte. Vielleicht, so dachte er in den Tiefen seines Herzens, hört's auch die Rosel gern, wenn sie auch nichts sagt, und so ließ er die schönsten Lieder und Tänze erklingen, wenn er sie in Hörweite wußte. Aber die Hausdchter tat nicht dergleichen.

Auch heute, als er eine Weile auf- und abgegangen war, kam ihm seine Harmonika in den Sinn. Die Kirchgänger mußten jeden Augenblick zurückkehren. Er stellte sich in die Kuhstalltür, daß ihm der warme Dunst den Rücken ein wenig wärme, denn es wehte schneidend von Osten her, und spielte den gefühlvollsten Walzer, den er konnte.

Richtig — da kamen sie um die Ecke. Der Vater aber machte plötzlich Halt an der Scheune, wo das Göpelwerk der Hackmaschine sich befand, und die Tochter kam allein über den Hof. Unter der Pelzmütze sah ihr liebes Gesicht rosenfrisch aus, ein

freundlicher Ausdruck war darüber gebreitet, der noch aus der Kirche stammen mochte, — da konnte sich der Karl nicht mehr halten. Sie mußte dicht an der Kuhstalltür vorbei, er trat einen Schritt vor, schaute recht herzlich in die dunklen Augen, und unter seinen Händen klang es mächtig hervor:

„Du, du liegst mir im Herzen.“

Vielleicht wäre das Mädchen nur hochmütig vorübergeschritten, aber aus der Küchentür drüben trat grinsend der Müller-Ernst, und der Kopf der Magd schaute ihm lachend über die Schulter.

Zornesröte stieg in das Gesicht des Mädchens. Sie warf den Kopf zurück und maß den Spieler mit feindseligem Blick.

„Was soll denn das heißen, daß Sie sich mir in den Weg stellen und gar mit einem so dummen Liebe?“ fragte sie.

Er erschrak und stammelte, ob sie die Musik nicht gerne höre.

„Solche Musik nicht.“ erwiderte sie verächtlich.

„Wenn man gerade aus der Kirche kommt und muß dann ein solches Gedudel hören, — das ist nicht mehr schön.“

Da kochte es auch in ihm auf. Kerzengerade stand er vor der Haustochter, und seine Augen blitzten auf sie herab, als sei er der Herr und sie die Magd.

„Ich hab' Ihnen wollen eine Freude machen,“ sagte er kurz und scharf. „Vor meinem Gedudel aber können Sie in Zukunft sicher sein, Fräulein Döring!“

Sprach's, wandte sich kurz um und ließ sie stehen.

Und weil er keinen Ort wußte, wo er seinen Zorn auslassen konnte, ging er in den Pferdestall, ballte die Fäuste und wetterte den Füchsen soviel vor, daß die ganz erstaunt die Ohren spitzten und der Bläß sogar hinten ausschlug.

Hinter der Küchentür stand die Magd und sah mit stiller Befriedigung, daß der Haustochter Augen in zornigen Tränen funkelten, als sie eilends hinauflief in ihre Stube.

Jetzt gab es zwei in der Mühle, die einander zuschworen: Mit dir will ich nichts zu schaffen haben!

Am Nachmittag ging Karl aus. Er trug ein großes Packet unter dem Arm. Das war seine Harmonika, die er retten wollte aus dem Hause, wo man sie beschimpft hatte.

Er wanderte die Straße entlang, die zum Dorfe führte. Sie ging der Länge nach durch das Tal, allmählich immer höher ansteigend, oben auf dem Berge wandte sie sich links zurück, denn das Dorf lag hoch oben über der Mühle, aber es war nur auf einem Umwege zu erreichen — wenigstens für Fuhrwerk. Ein Fußgänger brauchte zu diesem Wege fast eine Stunde. Fünf Minuten oberhalb der Mühle aber zweigte links ein Waldpfad ab, der kletterte steil aufwärts, überschritt den Bahndamm und führte durch eine Schlucht in einer kurzen halben Stunde zum Dorfe. Dieser Weg wurde von der Mühle aus meist benutzt.

Gerade da, wo der Pfad den Bahndamm kreuzte, wohnte der nächste Nachbar der Müllerleute. Es war der alte Bahnwärter Reibold. Sein Häuschen lag hart an der Felswand, die hier steil wie eine Mauer aufstieg. Eng an den Berg geschmiegt wand sich der schmale Schienenweg hoch über dem Tale dahin, er überschritt es auf einer lustigen Brücke und verschwand an der andern Seite in einem Tunnel.

Zu dem Bahnwärterhäuschen lenkte Karl seine Schritte. Der alte Reibold konnte gut erzählen, er hatte zwei Feldzüge mitgemacht und viel erlebt. Dem Mühlenbesitzer und seiner Familie war er bei weitem nicht vornehm genug zum Umgang, aber der



„Vor meinem Gedudel können Sie in Zukunft sicher sein.“

Knecht ging gern hierher und saß ein Stündchen auf der Bank vor dem Hause.

Heute war's freilich nicht dazu angetan, draußen zu sitzen, denn das Tal lag in glitzernder Winterpracht, und die Luft ging scharf. Aber drinnen am Fenster im warmen Stübchen war auch ein guter Platz zum Plaudern. Dahin setzte sich Karl und wartete, bis der alte Reibold hereinkam, der erst den Nachmittagszug vorbeilassen und vorschriftsmäßig mit der Fahne in der Hand draußen stehen mußte.

Die Harmonika lag auf dem Tische, und kaum war der Bahnwärter eingetreten, so machte Karl seinem Herzen ausgiebig Lust. Daß er zu Ehren der Haustochter gespielt und mit welchem Liebe er ihr aufgewartet hatte, das sagte er freilich nicht, aber Reibold hörte die Glocken dennoch läuten. Denn wenn er auch ein eingefleischter Junggeselle war, so

war er doch einmal jung gewesen und wußte ganz gut, wie dem Karl zu Mute war.

Jetzt hatte der alles heraus und setzte zum Schluß noch einen rechten Treffer darauf.

„Und da wundern sich die Leute, wenn kein Dienstbote aushalten will! Wir sind doch auch Menschen! Wir brauchen auch einmal eine Ansprache und ein gutes Wort. Ich habe in der Schule dasselbe gelernt wie meine Herrschaft, ich bin auch nicht von den Dummen, der einzige Unterschied ist, daß ich nichts habe und sie reich sind. Wenn es so weiter geht, künde ich auf Ostern den Dienst.“

Vater Reibold sah mit seinen stillen Augen in das erregte Gesicht. „Sie haben recht, Karl, und auch wieder nicht recht. Was mein Vater war, der hat erst fünfzehn Jahre in einem Hause gedient, ehe er geheiratet hat. Dazumal war's anders. Da aßen Herrschaft und Dienstboten an einem Tische und teilten Freude und Leid. Der Knecht und die Magd gehörten mit zur Familie, und deshalb fiel es ihnen nicht ein, den Dienst zu wechseln. Herrschaft und Gefinde hielten treu zusammen. Es wäre besser, wenn es noch so wäre und die Dienstboten nicht bloß wie Arbeitsmaschinen gebraucht würden.“

„Nun also!“ rief Karl denn diese Rede gefiel ihm.

„Aber,“ sprach der alte Mann weiter, „ganz allein hat die Herrschaft auch nicht schuld. Denn damals, in der alten Zeit, da dachte das Gefinde an seine Arbeit und nicht bloß ans Vergnügen. Sonntags gingen die Knechte und die Mädel mit ihren Kameraden auf der Dorfstraße spazieren, oder sie besuchten einmal ihre Freundschaft, wenn sie frei hatten, und nur zur Kirnmeß oder bei einer Hochzeit gab es einmal Tanz. Heutzutage möchte am liebsten jeden Sonntag bis in die Nacht hinein getanzt werden! In die Stadt ziehen sie, damit sie nur recht oft Theater und Zirkus und was weiß ich noch haben können. Wo es die meiste Freiheit und die meisten Lustbarkeiten gibt, da ziehen sie hin und fragen nicht darnach, ob's der Herrschaft zum Vorteil ist oder nicht.“

Da hatte es der Karl! Ihm fiel der alte Knecht von der Hintermühle ein und noch manch anderer, der genau so gedacht hatte, wie der alte Reibold es beschrieb.

Der aber lachte vor sich hin und sagte: „Ja, Karl, so ist es. Auf beiden Seiten liegt die Schuld. Wenn's besser werden soll, dann muß jeder bei sich anfangen. Der Bürger und Bauer muß dran denken, daß die Dienstleute auch Menschen sind und der Knecht“ — hier warf der Alte einen scharfen Blick auf den Karl — „muß nicht immer gleich mit dem Aufkünden bei der Hand sein, wenn ihm einmal etwas über die Leber läuft. Menschen sind wir alle!“ —

Als der Karl gegen Abend heimwanderte, da hatte er das Dienstaussagen weit hinausgeschoben. Die Mütze saß wieder im Nacken und er pfiß vor sich hin:

Ach, wie ist's möglich dann,
Daß ich dich lassen kann! —

3.

Das Osterfest fiel besonders spät in diesem Jahre. Sonst kam es noch mit weißem Schneemantel und einer Eiskrone auf dem Haupt. Aber diesmal war schon am Sonntag Jübica das Wetter umgeschlagen. Draußen in der Ebene grüntes schon lustig die Saatsfelder, und die Wiesen standen voll bunter Blumen. In die tiefen Waldtäler aber tritt der Frühling nur mit zögerndem Schritt. Auf der Schattenseite liegt noch der Schnee, wenn schon am Südhang die ersten Blumenaugen hervorschauen, und in den Schluchten hält er sich bis in den Sommer hinein. Doch die Wildwasser brausten in junger Kraft hernieder, und von draußen her kam ein Strom warmer Luft in die kühlen Täler geflossen.

Auch der Steinbach hatte die Eisbande gesprengt, die ihn den Winter über gefangen gehalten. Er schäumte und tobte durch den Wald, daß die Brücken zitterten und die Insassen der Mühle des Nachts kaum schlafen konnten vor dem Getöse.

Es war am 15. April, und die Christenheit feierte den Sonntag Palmsonntag.

Die Sonne war am Morgen herrlich aufgegangen, aber dann stiegen Wolken empor, die breiteten sich aus und bedeckten den ganzen Himmel. Die Luft war warm und dunstig, dann und wann kam ein schwüler Hauch das Tal entlang, „wie aus einem Backofen,“ sagte der Müller-Emil.

Der Hausherr und seine Tochter waren wieder in die Kirche gegangen. Für die Frau war der Weg zu weit, sie mußte fahren und sparte sich deshalb ihren Kirchenbesuch für das Osterfest auf.

Karl hatte seine Dinge beschied und nun freie Zeit bis zum Mittagessen. Er sah nach seiner Uhr. Sie zeigte die elfte Stunde. Um eins wurde gegessen, denn vorher waren die Kirchgänger nicht zurück. Da schlenderte er aus dem Hofstor und die Straße aufwärts, er wollte einmal nach dem alten Reibold sehen, den er vierzehn Tage lang nicht besucht hatte. Heute Nachmittag war keine Zeit, die Herrschaft wollte ausfahren, da mußte er daheim bleiben und den Hof hüten.

Was das für eine Luft war! Wie ein warmer Brodem quoll es ihm entgegen, und am Himmel türmten sich die Wolken immer finsterner auf.

Der Bahnwärter saß auf der Bank vor dem Hause.

„Heute gibt es noch etwas!“ sagte er. „Die Luft ist so schwül, und die Vögel sind alle still. Horch! — keiner rührt sich.“

Die beiden horchten, aber nichts ließ sich vernehmen als das Rauschen des kleinen Baches, der aus der Schlucht neben dem Hause herabkam.

„Sind Ihre Leute in der Kirche, Karl?“ fragte Reibold.

„Ja, Herr Döring und die Tochter.“

Der Alte warf einen Blick nach dem Himmel. „Sie sollen sich nur dazu halten, daß sie heimkommen, ehe das Wetter losbricht. Da — das ist

schon der erste Blitz! So früh im Jahr kommen die Gewitter sonst selten.“

„Ob ich lieber heimgehe?“ meinte Karl.

„Der Emil ist ja da, und es ist doch auch nicht weit. Vielleicht wird es nicht so viel mit dem Wetter.“

Sie setzten sich und sahen eine Weile schweigend in das Thal und auf den düstern Himmel.

„Wissen Sie, Karl,“ begann der Alte dann, „Sie könnten mir eigentlich einen Gefallen tun.“ —

„Zehn für einen.“ —

„Sie können doch besser mit der Feder fort als ich — wollen Sie nicht einen Brief für mich schreiben?“ —

„Wenn ich kann.“ —

„Freilich können Sie's. Es ist eine Eingabe an meine Behörde. Aufgesetzt habe ich das Ding schon, aber ich schreibe eine so krakelige Schrift, daß niemand das lesen kann. Zu meiner Zeit war es noch nicht so mit den Schulen. Sie brauchen es bloß abzuschreiben.“

„Schön,“ sagte Karl. „Wird besorgt.“

„Die Sache ist nämlich die,“ fuhr Reibold fort, „daß die Felswand hinter dem Häusel und auch weiterhin mir gar nicht mehr sicher vorkommt. Seit einiger Zeit zeigt sie Sprünge und Risse, die vorher nicht da waren und die größer werden. Es könnte doch sein, daß sich Stücke ablösen und auf die Bahnstrecke rollen.“

Karl hatte aufmerksam zugehört. „Aber das ist ja höchst gefährlich, auch für Sie, Vater Reibold.“

„Ach nein,“ sagte dieser. „Wenn auch etwas Geröll herabkommt und das Dach beschädigt, das ist noch nicht so schlimm. Das Häusel ist fest und gut gebaut. Nur auf der Strecke kann Schaden entstehen. Warten Sie, nun will ich gehen und das Papier, auf dem ich's aufgesetzt habe, einmal heraussuchen.“

Damit humpelte er ins Häuschen hinein, und Karl blieb für eine Weile allein.

Das Wetter war immer mehr heraufgekommen, ein Blitz folgte dem andern, der Donner hallte mächtig von den Bergwänden wider. Jetzt begann es in großen warmen Tropfen zu regnen.

„Vielleicht warten sie das Wetter im Dorfe ab,“ dachte Karl.

Er schaute um die Ecke. Nein, da kamen sie gerade den steilen Fußpfad in der Schlucht herab. Rosel ging voran, der Vater folgte.

Der Regen hörte plötzlich wieder auf. Es wurde so still, als wenn die ganze Natur den Atem anhielte.

Gerade traten die Kirchgänger aus der Schlucht auf den Bahndamm, als auch Reibold mit dem Papier in der Hand zurückkam. Da flammte es plötzlich in blendender Helle um sie her, ein entsetzliches Krachen zerriß die Lüfte. Karl war aufgesprungen, er fühlte einen Druck im Kopfe und sah wie durch einen Nebel, aber sein erster Gedanke war: die Rosel! Als der Nebel sich verzog, sah er sie,

wie sie mit schneeblassen Lippen in des Vaters Arm hing. Zehn Schritte weiter brannte die Telegraphenstange, in die der Blitz gefahren, hell auf.

Zu Strömen stürzte jetzt der Regen herab.

„Hierher!“ rief Karl. Mit zwei Sprüngen war er bei ihnen. Er nahm seinem Herrn, der selbst nicht sicher auf den Füßen war, die halb Ohnmächtige ab und trug sie mehr, als er sie führte, in das Bahnwärterhäuschen.

Mit einer Kraftanstrengung stellte sie sich dort auf die Füße, aber sie mußte sich gleich wieder auf die Ofenbank setzen.

„Es war nur der Schreck,“ stammelten die bleichen Lippen.

Draußen rauschte und prasselte es von dem niederströmenden Wasser, es goß gegen die kleinen Fenster, daß sie ganz blind waren. Dazwischen flammten die Blitze und krachte der Donner.

„Gut, daß Sie bis hierher gekommen sind,“ sagte Reibold zu dem Mühlenbesitzer, der am Tische saß.

„Ich dachte, wir würden noch heimkommen, ehe das Wetter losbräche,“ erwiderte dieser.

Dann waren sie wieder still und hörten nur auf das Krachen und Tosen draußen.

Auf einmal hoben sie alle den Kopf. Ein Ton klang herein wie das Knirschen von Zähnen, ein reißendes Geräusch, dann ein Rollen und Knurren, wie tief aus dem Berge kommend.

„Was ist das?“ fragte Karl.

Im nächsten Augenblick wußte keiner mehr vom andern. Ein Krachen und Splittern, ein Toben, Heulen, Zischen und Donnern war um sie her, daß die Sinne halb vergingen.

„Rosel!“ schrie Karl in die finstere Nacht hinein. „Wo war das Tageslicht? Wo waren die andern? Um Gottes willen — was geschah denn? Hatte es eingeschlagen? Aber woher dann die Finsternis? Und das Dröhnen und Rollen hielt noch immer an.“

„Vater Reibold!“ schrie Karl.

„Hier!“ antwortete der. „Lebt ihr denn noch alle?“

„Ja,“ rief der Müller. „Aber was ist denn das? Es ist ja Nacht — macht doch Licht!“ Mit zitternden Händen holte Karl die Streichholzschachtel aus der Hosentasche. Das Licht flammte auf. Einen Augenblick lang starrten sie einander in die bleichen Gesichter, auf die Zerstörung ringsum — dann sank die kleine Flamme zusammen, und es war wieder tiefe Nacht.

Karl aber hatte schnell die Lampe auf dem Schrank erspäht, die wie sonst da stand. Er tastete sich dorthin, und nun wurde es hell.

Wie sie sich umsahen und nicht begreifen konnten, was geschehen war!

Die Fensterwand des Hauses war zum Teil zertrümmert, die Scheiben zerbrochen, das Holzwerk geknickt. Durch die geborstene Decke waren Steine und Schutt herabgefallen. Die hintere Seite der Stube war unversehrt.

„Aber was ist denn das?“ rief der Müller noch einmal.

Rosel starre stumm die andern an. Der alte Reibold sah mit entsetztem Blick umher. „Der Berg,“ stammelte er. „Die Wand hinter dem Hause ist herniedergekommen.“ Das Rollen und Poltern draußen war schwächer geworden, es hörte auf. Die vier Menschen sahen



Er nahm seinem Herrn die halb Ohnmächtige ab und trug sie in das Bahnwärterhäuschen.

sich an. Grabesstille herrschte. Dann tat Karl den Mund auf und sprach aus, was die andern dachten: „Wir sind verschüttet.“

Rosel schrie auf, so jammervoll, so klagend wie ein angeschossenes Tier.

Der Müller sank ächzend nieder, warf die Arme über den Tisch und legte das Haupt darauf.

Der Bahnwärter sah ergeben in seiner Ecke. „Menschen sind wir alle!“ murmelte er. In Karl aber regten sich die Jugend und das Leben.

„Wir sind verschüttet,“ sprach er nochmals. „Aber wir leben! Und wir können gerettet werden.“

„Wer sollte uns retten?“ sprach Reibold. „Wir sind ja schon begraben.“

„Sie werden uns vermissen und uns suchen, sie werden nachgraben und uns finden.“

„Wenn wir bis dahin noch leben,“ sprach der Müller dumpf.

„Wir leben ja. Und es ist so still geworden, wie es scheint, kommt nichts mehr nach. Jetzt untersuche ich, wie es in dem Hause aussieht.“

„Nein!“ rief Rosel angstvoll.

„Ich mache es vorsichtig,“ sprach Karl.

Er trat durch die Tür in die kleine Küche an der Hinterseite des Hauses. Dort war alles wie sonst. Nur durch den Schornstein war ein Haufen Schutt und Steine herabgekommen und hatte den Herd zertrümmert. Als er die Tür nach außen öffnen wollte, war sie versperrt. Ebenso war der Eingang zum Keller, der hinter dem Hause im Felsen lag, verschüttet. Nun kam er zurück und stieg durch das Fenster. Draußen war alles voll Schutt und Geröll. Er tastete mit den Händen nach oben und fühlte kalten Stein.

„Gebt mir einmal die Lampe,“ rief er zurück.

Der Müller hatte sich gefast und reichte sie ihm. Karl leuchtete in jeden Winkel, besah aufmerksam alles und kehrte zurück.

„Draußen liegt ein großes Felsstück schräg vom Dach herunter auf die Erde,“ berichtete er. „Ich denke mir beinahe, die ganze Wand ist in einem Stück herabgefahren und steht schräg über dem Hause. Was nun noch drauf liegt an Erde und Steinen, das weiß man nicht. Aber möglich ist es doch, daß sie uns finden.“

In der Küche lag ein Brot, erst eben angeschnitten, es stand ein Topf mit Milch da, und noch andere kleine Vorräte fanden sich.

Karls Mut hob sich wieder, er ging hinein, die gute Botschaft zu verkünden.

Rosel stand am Ofen, sie rang die Hände ineinander. „Verschüttet! Verschüttet!“ rief sie, und die Tränen stürzten ihr aus den Augen. „O meine Mutter und o mein junges Leben! Wir müssen alle sterben!“

Karl ging zu ihr und sprach herzlich. „Noch ist Rettung nicht ausgeschlossen, Fräulein Rosel, wir müssen nur alles tun, was wir können, damit wir gesund bleiben, bis sie uns ausgraben.“

Sie blickte ihn dankbar an. „Glauben Sie denn, daß sie uns suchen werden?“

„Natürlich!“ rief er. „Und ich denke mir: wenn wir hätten umkommen sollen, dann hätten uns die Felsstücke erschlagen.“

Seine Zuversicht teilte sich den andern soweit mit, daß sie sich um den Tisch setzten und Kriegsrat hielten.

„Jetzt wollen wir erst einmal essen,“ schlug Karl vor.

Da spürten sie alle, daß sie Hunger hatten.

Rosel wagte sich unter Karls Bedeckung in die Küche, suchte ein paar Tassen und trug Brot und Milch auf. Sie aßen.

Sie aßen an einem Tische, und niemand fragte mehr, wer der Herr, wer der Knecht, wer reich, wer arm war. Sie waren verlassene Menschen, im Schoß der Erde begraben, fern von allem, was Standesunterschiede entstehen läßt.

„Ich habe meinen Uhrschlüssel nicht bei mir,“ sagte Karl. „Vater Reibold, vergessen Sie nicht, die Uhr aufzuziehen, damit wir wissen, wie die Zeit

vergeht! Ist ein Kalender hier? Wir müssen jedesmal, wenn ein Tag vorbei ist, denselben austreichen."

"Sollen wir denn tagelang hier eingeschlossen bleiben?" fuhr Rosel auf.

"Wer kann es wissen, wie lange! Aber Tage vergehen sicher," erwiderte Reibold.

"Das Brot müssen wir uns einteilen und das Wasser auch. Wieviel Petroleum ist denn da?" fragte Karl.

"Nicht ganz fünf Liter — gestern ist frisches gekommen."

"Das ist gut. Aber sparsam müssen wir doch brennen."

Karl war der Mutigste. Er ordnete an, und die andern gehorchten.

Aber als die erste Beratung vorbei war, kam von neuem die Erkenntnis ihrer Lage über die Menschen.

Rosel griff mit den Händen in ihr Haar. "Ich werde verrückt," stöhnte sie.

Karl sah sich unruhig um. Da fiel sein Blick auf die Harmonika, die, in eine Ecke geschleudert, am Boden lag. Sorgsam hob er sie auf und trug sie in die Küche.

Er setzte sich auf einen Schemel. Es ward ihm sonderbar zu Mut. Unter solchen Umständen hatte er noch nie gespielt. Aber wie von selbst kam es ihm jetzt von Herzen in die Finger:

"Wer nur den lieben Gott läßt walten."

Als er geendet, stand die Rosel in der Tür. Sie weinte. Aber es waren nicht mehr die Tränen der Verzweiflung.

"Sie haben es getroffen, Karl," sagte sie. "Bileicht hilft uns der liebe Gott aus dieser Not."

4.

Langsam vergingen die Tage. Nur die Uhr zeigte den Lauf der Stunden an, sonst hätten die Eingeschlossenen nicht gewußt, wie die Zeit rann. Kein Lichtstrahl verkündete den Morgen. Kein Mond und kein Sternenglanz erhellte ihre Nacht.

Dennoch drang Karl darauf, daß sie sich den Tag einteilten. Zu rechter Zeit gingen sie schlafen, zu rechter Zeit standen sie auf. Die Mahlzeiten wurden zu bestimmter Stunde genommen.

Die Männer hatten dem Mädchen des alten Reibold's Bett überlassen wollen. Aber Rosel weigerte sich entschieden.

"Ich brauch' nur wenig Platz," sagte sie, "deshalb will ich auf dem Sofa schlafen."

In das Bett teilten sich nun der Mühlenbesitzer und der alte Bahnwärter und ruhten friedlich nebeneinander. Karl ward die Denbank zugesprochen.

Punkt neun Uhr des Abends ward die Lampe gelöscht, und sie suchten ihr Lager.

Aber wer konnte schlafen?

Nach einem Tag voll fleißiger Arbeit, wenn Ruhe im Gemüt ist, und Müdigkeit in den Gliedern liegt, da kommt der Schlaf wie ein lieber Freund, der uns lind in den Arm nimmt und uns ausruhen läßt. Von den vier Menschen aber im Wärter-

häuschen hatte keiner gearbeitet, jedem war das Herz bis an den Rand voll von Angst um das eigene Leben und Kummer um der andern willen. So lagen sie, starrten mit trockenen heißen Augen in die Finsternis und unterdrückten das Stöhnen, um die andern nicht zu stören, die doch ebenso wenig schliefen.

Wenn die Lampe brannte, dann war es besser. Dann saßen sie um den Tisch herum, konnten doch einander ins Angesicht sehen und fühlten tröstend die menschliche Nähe.

Was wußte der Mühlenbesitzer noch davon, daß Karl einmal sein Knecht gewesen? Daß der alte grobe Bahnwärter ihm viel zu gering geschienen, mit ihm Umgang zu pflegen? Wo war der Rosel hochmütiges Kopfwirren, wo ihre schnippischen Worte geblieben? Und wer von den beiden andern, den Gefrängten, Zurückgesetzten, dachte noch an die erlittene Unbill? Der Strom des Unglücks hatte alles hinweggeschwemmt. Sie fühlten sich nur noch als Menschen, einer an den andern gewiesen, miteinander verurteilt, miteinander dem Schwersten entgegengehend.

Denn wenn es auch keiner aussprach, sie wußten es alle: wenn die Hilfe von außen nicht kam, nicht bald kam, dann ging es für sie nach wenigen Tagen ans Sterben. Schon am zweiten Tage ward die Milch zu Ende, am dritten Tage fing Karl an, das Brot sorgsam zu teilen. Ein Schauer lief ihm über den Rücken, als er schon berechnen konnte, wann es aufgezehrt sein würde.

Es waren noch mancherlei Vorräte da, an Reis, Grieß und an Kaffee. Aber sie konnten ja nicht kochen, weil der Rauch sie ersticken mußte.

Karl legte sich aufs Erfinden. Er sägte aus einem alten Schemel ein rundes Loch heraus, stellte den Schemel über die Lampe und auf das Loch einen Blechtopf. Dann rief er die Rosel, und mit ihrer Hilfe konnte er zu Mittag eine Griessuppe auftragen. Wie das wohlthat, einmal ein warmes Mittagbrot zu haben! Sie lachten und scherzten bei Tische, die Hoffnung leuchtete wieder auf, und neue Kraft ergoß sich durch ihre Glieder.

Wenn sie nur Arbeit gehabt hätten! Was wußten die, die sich draußen im Licht um ihr täglich Brot mühten, die am Abend nach schwerem Tagewerk zur Ruhe gingen, von der brennenden, heißen Sehnsucht nach Arbeit, welche die Verschütteten empfanden. Die härteste, die schwerste Arbeit war Wonne im Vergleich zu der Untätigkeit, zu der sie gezwungen waren.

Sie versuchten es mit Lesen. Viel gab es nicht in dem Wärterhäuschen. Ein neues Testament, ein Gesangbuch und ein paar Jahrgänge des Lehrer Hinkenden Boten! Aber wie lasen sie! Mit welcher Andacht und mit welchem Genuß! Oft lasen Karl oder Rosel vor, und die beiden älteren Männer hörten zu.

Um das Petroleum zu sparen, löschten sie oft auf Stunden die Lampe. Dann griff Karl zur Harmonika und spielte alles, was er konnte — Tänze, Lieder und Choräle. So verging die Zeit.

Am vierten Tage zu Mittag verteilte Karl das letzte Brot. Das Wasser ging auf die Neige und vom Petroleum war höchstens noch ein halbes Liter da. Die Luft war dick und schwer und lastete auf der Brust. Mühsam holten sie Atem. Von Zeit zu Zeit horchten alle, ob sich denn nichts von außen hören lasse, aber alles blieb grabesstill.

Da kam die Todesfurcht von neuem über die unglücklichen Menschen und schlug ihnen die Krallen ins Herz.

Die beiden älteren Männer saßen zusammengefunken auf der Dienbank. Rosel legte das bleiche Antlitz in die Hände und stöhnte tief auf, war dann einen Augenblick still und stöhnte von neuem. Es klang fast schon wie das Röcheln eines Sterbenden.

Karl konnte es gar nicht mit anhören. Er ging in die Küche hinaus, lehnte dort am Türpfosten und starzte in die Finsternis.

„Ach, lieber Herrgott!“ dachte sein Herz. „Wenn's sein muß, dann nimm mich, aber laß das arme Mädel davonkommen!“

An diesem Abend kauten sie eine Hand voll Kaffeebohnen und tranken einen Schluck Wasser dazu. Das war ihre Mahlzeit.

Der fünfte Tag! Bis zum Mittag mußte die Lampe ausbrennen. Dann wurde es Nacht. Wie sie sich in die Gesichter sahen, um keinen Blick zu verlieren! Und die Luft wurde immer drückender, das Amen immer schwerer. Sie waren schon so matt, daß sie ganz still saßen und nicht die Hand heben mochten. Alle schwiegen.

Nach einer langen Pause hob Karl den Kopf. „Und ich behaupte, daß wir nicht ganz von der Luft abgeschnitten sind, sonst wären wir längst erstickt. Die Wand ist in großen Stücken niedergegangen, das ist anders, als wenn wir mit Erde verschüttet wären.“

Der Müller schüttelte den Kopf. „Es kann ja sein,“ sagte er müde. „Aber wenn wir nicht ersticken, dann verhungern wir.“

Niemand tat Einspruch.

Karl erhob sich schwerfällig. „Die Lampe wird bald ausgehen. Da will ich aus der Küche noch herräumen, was wir am nötigsten brauchen: die Streichhölzer, das bißchen Wasser, die Kaffeebohnen und was ich so noch finde. Kommen Sie, Rosel!“

Er trug die Lampe. Schwankend folgte ihm das Mädchen.

In der Küche holte Karl hinten aus dem Schranke einen Topf hervor, darin waren ein paar Brotstücke in Wasser geweicht.

„Hier, Rosel!“ sprach er. „Das sollen Sie essen.“

Sie sah ihn groß an. „Ich denke — wir haben kein Brot?“

Karl ward rot. „Dies — ich — zuerst waren die Stücke groß, und ich hatte wirklich gar keinen Hunger.“

„Sie haben sich dies abgespart?“

Er nickte nur.

Sie schlug die Hände vor das Gesicht. „So ein

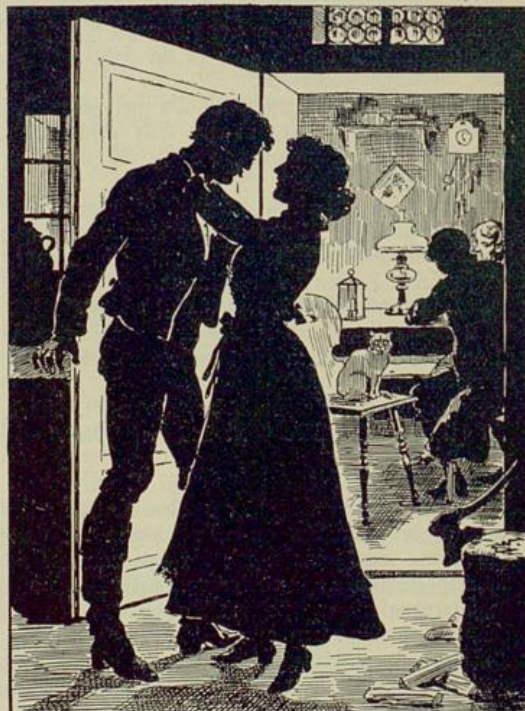
grundguter Bursche — und ich so schlecht — so schlecht!“

„So müssen Sie nicht sprechen,“ sagte Karl, dem es heiß durch die Adern ging. „Sie müssen vor allen Dingen jetzt essen.“

„Ich sollte das essen, während die andern hungerten?“ rief das Mädchen. „So schlecht denken Sie von mir? Nein — wenn es denn zum Ende geht, so wollen wir in Gottes Namen unsere letzte Mahlzeit miteinander teilen!“ Sie schüttete den Inhalt des Topfes in einen Napf, nahm ein paar Löffel und trug das Gericht auf.

So aßen sie aus einer Schüssel ihr letztes Brot. Die Lampe brannte schon trübe.

Karl räumte ab und stellte den kleinen Topf mit



Im nächsten Augenblick fühlte er ihre Arme auf seinen Schultern.

Wasser, die Kaffeebohnen, die Streichhölzer und zuletzt die Laterne mit einem kurzen Lichtstümpfchen auf den Tisch. Sie sollte nur in einem außerordentlichen Falle entzündet werden.

Er war noch einmal in die Küche gegangen. Da klappte die Tür, und ein Gewand rauschte.

„Rosel?“ fragte Karl.

Im nächsten Augenblick fühlte er ihre Arme auf seinen Schultern. Ihm schien's, als wankte die Erde.

„Rosel!“ rief er aus.

„Weil wir doch sterben müssen und alles aus ist,“ flüsterte eine zitternde Stimme an seinem Ohr, und eine heiße Wange legte sich an die seine, „so will ich dir's noch sagen, daß ich dich schon lange, lange lieb hab' —“

„Kosel!“ rief er zum drittenmal.

„Ich hab's nur nicht aufkommen lassen wollen, weil — weil du der Knecht warst! Ich war so dumm und so hochmütig, und — und ich war so schlecht zu dir, weil ich mir selber nicht mehr traute. Kannst du mir verzeihen?“

Aus Karls Augen rollten zwei große Tränen. Glück und Qual zerrissen ihm das Herz. Er nahm sie in die Arme.

„O du mein liebes Mädel! Verzeihen soll ich dir? Tausendmal danken tu ich dir, daß du mir das sagst und so lieb zu mir bist, ehe —“

Er hielt inne.

Aber sie umfaßte ihn fest und hauchte: „Ehe wir sterben müssen.“ —

Als sie wieder eintraten, lag das Flämmchen der Lampe in den letzten Zügen. Keiner sprach mehr, aller Augen hingen an dem roten Pünktchen im Zylinder. Karl sah nach der Uhr. Es war halb fünf Uhr des Nachmittags.

Da erlosch der lichte Punkt. Ein Stöhnen ging durch den Raum.

Karl hatte sich einen Schemel neben das Sofa gerückt, auf dem Kosel lag. Er lehnte den Kopf an ihr Kissen. Viel denken konnte er nicht. Die Glieder waren ihm steif und schwer. In den Ohren jaulte es. Die Lider fielen halb zu. Vielleicht kam das Ende jaust.

Gegen elf Uhr strich er ein Zündhölzchen an. Kosel schlief, sie sah jetzt schon so bleich aus wie eine Tote. Die beiden älteren Männer hoben die schweren Augenlider, aber sie wandte den Kopf nicht. Karl setzte sich wieder und legte den Kopf auf die Sofalehne.

Er sank in einen Halbschlaf. Bilder aus seiner Kindheit stiegen vor ihm auf. Er war wieder daheim und saß mit den Geschwistern um den Tisch. Es war Winter. In der Ofenröhre zischten die Bratäpfel, und die alte Schrankuhr schlug ihr eintöniges: Tick! Tack!

Er fuhr empor und der Traum verslog. Aber da hörte er die Wanduhr wieder, nur viel leiser. Pink! Pink! Pink! ging es. Was war das? Er schlief nicht mehr, aufrecht saß er da, und doch hörte er es ganz deutlich: Pink! Pink! Pink! War es ein Holzwurm? Aber warum hatte er den nicht früher gehört, er hatte doch so manche Stunde wach gelegen, wenn alles still war. Oder war es nur in seinen Ohren?

Er faßte Kosels Arm und suchte sie zu wecken. Aber sie murmelte nur: „Was gib't denn?“ und schlief weiter.

Pink! Pink! Pink!

Kerzengerade stand er im Zimmer, und siedendheiß schoß es ihm durch die Adern. Das war kein Traum und keine Sinnestäuschung! Es war auch kein Holzwurm, es war — o Gott im Himmel — es waren die Spitzhacken der Arbeiter, die sich zu ihnen den Weg bahnten.

Er tastete sich zum Tisch und zündete die Laterne

an. Sie brannte mit zitterndem Flämmchen. Dann riß er die Schläfer empor.

„Sie kommen! Sie suchen uns! O Gott, wir brauchen nicht zu sterben!“

Die Männer taumelten empor, noch nicht begreifend, was vorging.

„Kosel! Wach auf! Wir werden leben!“ Aber sie öffnete nur einen Augenblick die Lider. „Laß mich sterben!“ murmelte sie.

Pink! Pink! Pink!

Jetzt hörten es auch die andern. Es war Wirklichkeit! Karl kroch durch die Vorderwand und legte das Ohr an die Erde. Noch viel deutlicher waren die Töne zu vernehmen.

Um eins erlosch die Laterne. Sie aber schliefen nicht mehr, denn nun kam erst die Todesangst über sie, die größte, die fürchterlichste!

Wenn sie ersticken! Wenn jetzt die Felswand nachgab und sie zerschmetterte! Wenn die Ketter erlahmten, vermeinend, daß doch alle Hilfe zu spät komme? O endlose Qual dieser Stunden!

Des Morgens um fünf! Die Hacken erlahmten nicht, lauter klang das Pink! Pink!

Sie kauten wieder Kaffeebohnen und stößten dem halb ohnmächtigen Mädchen das letzte Wasser ein. Wenn die Rettung nicht bald kam —

Wieder vergingen Stunden. Acht Uhr! Draußen auf Erden war's Karfreitag. Die Glocken mochten zur Kirche läuten.

Lauter schallten die Schläge der Hacken! Einmal gab es einen Ton wie einen fernen, fernen Schrei.

„Wir müssen antworten,“ sprach Karl. Er steckte den Kopf durchs Fenster in den Raum unter der Felsplatte und schrie, daß ihm die Adern an den Schläfen schwellen. Aber es klang nur wie ein heiteres Krächzen, der Ton verlor sich — niemals konnte er hinausdringen.

Da kam ihm ein neuer Gedanke. Er strich ein Zündhölzchen an und holte seine Harmonika. Die Arme aufs Fensterbrett gestützt, hielt er sie hinaus und spielte, so laut er konnte.

Die Hackenschläge verstummten. Dann klang es wie ganz fernes dumpfes Wasserbrausen. Karl spielte, bis ihm die Hände lahm wurden. Dann schlich er zum Sofa zurück. Aus seinem Herzen stieg ein heißes Gebet: „O Gott — nur jetzt nicht mehr vergebens hoffen!“

5.

Selten war so früh ein so schweres Gewitter niedergegangen. Es hatte vielen Schaden getan. Der Steinbach war über die Ufer geschäumt, hatte die Holzbrücken davongetragen, das Rad an der Hintermühle zerbrochen und zuletzt gar eine Scheune und eine Ecke des Wohnhauses, wo sich die Radstube befand, hinweggerissen. Sand und Geröll hatte er hinausgeschwemmt aus dem Tale auf die Felder und Wiesen, daß es jahrelanger Arbeit bedurfte, dieselben wieder fruchtbar zu machen.

Mit steigender Angst hatte Frau Döring auf ihren Mann und ihre Tochter gewartet und war doch zuletzt froh gewesen, daß dieselben, wie sie vermeinte, das Unwetter im Dorfe abgewartet hatten. Sie schalt auf den Knecht, daß der sich nicht blicken lasse. Angstvolle Stunden kamen und gingen. Als das Wetter sich verzogen hatte und ein freundliches Himmelsblau hernieder lachte, da rüstete die Hausfrau das Mittagmahl. Sie hatten großen Schaden an den Gebäuden erlitten, aber die Gefahr war vorüber, und sowohl die Heimkehrenden wie die Zurückgebliebenen bedurften der Mahlzeit.

Als bis drei Uhr niemand kam, schickte sie den neuen Kutschungen auf Kundschaft aus.

Schreiend kam der zurück.

„Frau Döring,“ rief er schon von fern. „Es ist ein groß' Unglück geschehen. Wo das Wärrerhäusel stand, ist der Berg niedergegangen und hat den Reibold verschüttet. Und — und —“

Die Frau sagte es wie eine grause Ahnung. „Und?“ fragte sie.

„Eine Menge Menschen sind schon da — und sie jagen — sie jagen — unser Herr ist gleich von der Kirche aus heimgegangen, und wenn er nicht daheim ist —“

Da taumelte die fränkliche Frau gegen den Türpfosten. —

Das ganze Dorf machte sich auf zu der Unglücksstelle. Ueber den Bahndamm hinaus bis ins Tal waren die Trümmer gestürzt, die Bäume, die Telegraphenstangen waren geknickt, eine riesige Schutthalde war an der Stelle des Wärrerhäuschens.

Wer war darunter begraben? War es möglich, daß noch Leben in diesem Grabe war?

Boten sprengten zur nächsten Eisenbahnstation, Depeschen trugen die Unglückskunde in alle Welt.

Schon am nächsten Tage erschienen Regierungsbeamte, unter ihnen ein Ingenieur, der den Bergsturz besichtigte.

„Möglich ist es immerhin, daß die Verschütteten leben. Wenn sich die Felswand in großen Stücken gelöst hat, so können Hohlräume entstanden sein. Es ist sogar möglich, daß die Luftzufuhr nicht ganz abgeschnitten ist. Aber Eile tut not!“

Fieberhaft ward gearbeitet. Es war Frühling geworden im Tale und die Sonne brannte heiß. Wenn die Arbeiter erlahmten, standen neue bereit. Bei Hackelschein ward in der Nacht das Werk fortgesetzt.

Vier Tage ging es ununterbrochen.

„Es nützt nichts — sie sind längst tot!“ murrten etliche.

„So müssen wir die Leichen finden, — aber Gewißheit muß sein!“

Wieder wurden alle Kräfte angespannt. Durch das Tal dröhnten Tag und Nacht die Hackenschläge. Von andern Arbeiten wurden nur die notwendigsten verrichtet. Alle Gedanken richteten sich auf die Rettung der Verunglückten.

„Wenn nicht irgendwie Luft hineingelangen kann,

sind sie längst erstickt,“ mußte selbst der Beamte zugeben.

„Haltet aus, — um Gottes willen haltet aus!“ bat der alte Pfarrer.

Von der Schluchseite her trieb man einen Stollen in den Berg hinein. In der Nacht vom fünften auf den sechsten Tag stießen sie auf ein ungeheures Felsenstück. Sie mußten die Richtung ändern.

„Das ist die Wand, die sich abgelöst hat,“ sagte der Ingenieur. „Meine Rechnung war richtig. Eine schwache Hoffnung ist noch vorhanden. Aber sie hängt an einem Haar . . .“

Draußen wurde es Tag. Karfreitag. Im Dorfe läuteten die Glocken zur Kirche.

Die oft so schlaftrigen Seelen waren wachgerüttelt worden. Das Gotteshaus war fast bis auf den letzten Platz gefüllt.

„Mitten wir im Leben sind von dem Tod umfungen —“ so begann der alte Pfarrer seine Predigt. Nie hatte er dankbarere Zuhörer gehabt. Ein Blättlein hätte man fallen hören können.

„Heiliger Gott! Heiliger Herre Gott! laß uns nicht versinken in der bitteren Todesnot!“ so klangen in starkem Flehen die Schlußworte von der Kanzel herab.

Der Geistliche begab sich in die kleine Sakristei, die wie ein Maulwurfshäufen an dem Dorfkirchlein lehnte. Er trocknete sich die Stirn und legte sich einen Augenblick in den lederbezogenen Lehnstuhl.

Er mußte sich sammeln, ehe er an den Altar trat, den Segen zu spenden.

Die Orgel klang herein. Da ward plötzlich die kleine Pforte vom Kirchhof her aufgerissen, und sein Knecht stürzte herein.

„Herr Pfarrer, sie leben!“

Der Pfarrer flog empor. „Wer lebt?“

„Die Verschütteten! Sehen Sie mich nicht so an, Herr Pfarrer, es ist die Wahrheit. Mit meinen Ohren habe ich's gehört!“

„Erzähle!“

„Ich arbeitete gerade mit, da stößt einer an unsere Laterne, daß sie umfällt und erlischt. Wir mußten mit Hacken aufhören, bis sie wieder brannte, und da —“

„Und da —?“

„Wir haben es alle gehört, es war ein Ton aus dem Berg wie — nun beinah wie Musik. Wir konnten uns gar nicht halten, Herr Pfarrer, wir schrien Hurra, daß es nur so dröhnte. Dann hörten wir es wieder, da riefen wir den Herrn Ingenieur, und der sagt bestimmt, daß sie noch leben.“

Der Pfarrer fuhr sich in die weißen Haare. „Wann war denn das?“

„Vor einer halben Stunde. Wir wurden gleich darnach abgelöst, da bin ich davongestürzt, dem Herrn Pfarrer die Botschaft zu bringen.“

Der Pfarrer drückte dem Burschen die Hand. Sprechen konnte er nicht mehr.

Die Orgel schwieg jetzt. Die Gemeinde wartete ihres Pfarrers.

Nun trat er vor den Altar. Mit zitternder Stimme erteilte er den Segen.

Dann aber sprach er: „Gottes Barmherzigkeit hat noch kein Ende. Er kann noch Wunder tun. In dem Herrn Geliebte: er hat ein Wunder getan. Es kommt die Kunde, daß die Verschütteten —“ die Stimme versagte ihm einen Augenblick. — „Sie leben!“ rief er dann aus. „Kommt, und laßt uns das Wunder sehen!“

Und vom Altar hinweg schritt er in vollem Ornat in den Aprilmorgen hinaus, den Weg zur Unglücksstelle entlang. Die ganze Gemeinde folgte.

Ungewohnte Aufregung hatte sich der Menschen bemächtigt, welche die Schutthalde umstanden. Niemand wich mehr vom Platze. Zwar war es jetzt wieder still im Innern des Berges, aber zu viele hatten den Ton gehört, zu deutlich war er vernommen worden. Die Kunde verbreitete sich, aus allen Tälern kamen Leute herbeigeilte. Schon war ein Arzt zur Stelle, denn wer konnte wissen, in welchem Zustande die Verunglückten aufgefunden wurden, wenn jetzt auch feststand, daß sie lebten, oder daß mindestens einer noch lebte.

Vom Berge herab kam ein langer Zug Menschen. Die Leute erkannten den Pfarrer. „Sie leben?“ „Sie leben!“ Klang es hundertstimmig von beiden Seiten. Aber nun galt es noch ein letztes Anspannen aller Kräfte. Aus Heimgehen dachte niemand. Wie ein buntes Lager sah es aus, so standen und lagerten die Menschen im Grünen. Der Pfarrer stand bei dem Doktor und dem Ingenieur.

Da stürzte wieder ein Arbeiter aus dem Stollen. „Sie leben, Herr Ingenieur, sie können uns schon hören und antworten auch.“

Der Ingenieur eilte in den dunkeln Gang. Er sah blaß aus, als er wieder heraustrat, aber seine Augen leuchteten.

„Sie leben!“ rief er. „Alle vier!“

Eine Frauenstimme tat einen hellen Schrei. Frau Döring war ohnmächtig zusammengesunken.

Der Ingenieur drang wieder in den Stollen ein. „Aushalten!“ schrie er. „In zehn Minuten müssen wir durch sein.“

„Gott sei Dank!“ Klang es ganz schwach und leise zurück.

Die zehn Minuten vergingen wie zehn Stunden. Als erster streckte der Ingenieur beide Arme durch die Durchbruchstelle. „Das Mädchen voran!“ Karl hatte sie aus dem Häuschen geschleppt. Willenlos ließ sie alles geschehen. Jetzt hielt sie seine Hand. „Nicht ohne dich,“ flüsterte sie matt.

Die beiden älteren Männer konnten auf den Knien bis zu den Nettern kriechen. Kräftige Arme erfaßten sie, hoben, trugen sie dem Lichte entgegen.

Selbst knieend zog Karl das Mädchen mit dem Rest seiner Kraft bis zu der Oeffnung. Als letzter folgte er selbst. Draußen standen die Menschen Kopf an Kopf. Als die Geretteten herausgetragen wurden, brauste ein Jubel empor, daß es von den Bergwänden hallte.

Dann wurde es totenstill. Die Verschütteten waren alle ohnmächtig geworden. „Sind sie tot?“ fragten Hunderte von Stimmen angstvoll.

Der Arzt beruhigte die Aufgeregten. „Es ist nur der plötzliche Luftwechsel, sie werden alle leben.“ Niemand rührte sich.

Da nahm der alte Pfarrer sein Käppchen ab.

„Danket dem Herrn, denn er ist freundlich, und seine Güte währet ewiglich,“ sprach er mit klarer Stimme.

Ein Hauch der Ewigkeit hatte die Herzen berührt. — — —

Sie lebten alle. Man trug sie hinab in die Mühle, alle vier. Es war der erste klare Gedanke, den der Mühlenbesitzer aussprechen konnte: „Reibold soll mit zu uns.“

Karl erholte sich schnell, die andern langsamer.



„Vater — den will ich oder keinen.“

Bis die Bahnstrecke frei war, das Häuschen neu gebaut war, blieb Reibold in der Mühle. Als er davonzog, ging er als Freund. „Menschen sind wir alle!“ sagte er mit seiner Lieblingsredensart zu dem Müller, und er hatte recht. Ein Bett, einen Tisch, eine Schüssel hatte er mit dem Hausherrn geteilt, das vergaß sich nimmer.

Auch die beiden Jungen hatten nichts vergessen. Als die Rosel wieder bei Kräften war, nahm sie den Karl bei der Hand und ging zum Vater.

„Vater — den will ich oder keinen,“ sagte sie einfach.

Was der Vater zu anderer Zeit erwidert hätte, das läßt sich leicht denken. Aber sechs Tage unter der Erde, die können schon den Sinn müde machen und das Herz weich.

So tat er denn nur einen leisen Seufzer — seinen zerronnenen Plänen nach — und gab seinen Segen.

Schwerer war es, den Widerstand der Mutter zu besiegen. Für sie war Karl der Knecht geblieben,

und dem sollte sie ihr einziges Kind, ihre Erbtöchter geben?

Aber wie war es denn mit dem Erbe? Die Mühle war gegen Feuersgefahr zwar versichert gewesen, nicht aber gegen die Wasserflut. Die Scheune und die Kadstube mußten neu aufgebaut und aus eigener Tasche bezahlt werden. Ein Teil der Felder war verschlammmt und brauchte viel fleißige Arbeit, um wieder Frucht zu tragen. Gar so leicht war es jetzt auch nicht, Schwiegerjohn in der Mühle zu sein. Zuletzt sprach der Hausherr sein gewichtiges Wort: „Ich habe mir's früher auch anders gedacht, Mutter. Aber ohne den Karl und seine Umsicht lebten wir vielleicht alle nicht mehr. Drum habe ich es zugegeben und dabei bleibt's!“

So wurden Karl und die Rosel ein Paar. Einige Jahre noch blieb der Vater Besitzer. Als aber die kränkliche Mutter starb, setzte auch er sich ins Altenteil und ließ die jungen Leute schaffen.

Ueber Dienstbotennot wird in der Mühle nicht mehr geklagt. Weit und breit ist das Haus als gute Dienststelle bekannt. Karl hat es nicht vergessen, daß auch er einst Knecht gewesen ist und wie einsam er sich oft gefühlt hat. Er behandelt seine Leute gut und denkt fleißig daran, daß er nicht nur den Haus herrn, sondern auch den Haus vater vorstellt. Alle Sonntag essen die Dienstleute, wenn sie sich sauber gewaschen und in das Feiertagsgewand gehüllt haben, mit an seinem Tische. Dann fragt und berät er sie wie ein rechter Freund. Manches gute Wort wird gesprochen und das Band des Vertrauens umschließt die Herrschaft und ihre Leute.

Der Rosel scheint es manchmal ein wenig zu viel der Freundlichkeit — denn anezogene Meinung läßt sich schwer ganz vergessen. Dann klopft ihr Mann sie auf die Schulter und meint: „Besser zu viel als zu wenig! Wie der Herr, so der Knecht. Es ist nun einmal so, wie der Vater Reibold immer sagt: Menschen sind wir alle!“ — — —

Das Spukzimmer.

Nach einer wahren Begebenheit erzählt von Maria Nicolai-George.



„Nun — und?“ Erstaunt blickte ich auf meine sonst sehr redselige Babette — „du machst ja ein Gesicht, als sei dir der Weizen vermagelt? Weshalb soll ich gerade dieses Zimmer nicht zum Schlafzimmer einrichten?“

„Weil —“ wieder das verlegene Räuspfern, dann ein gewaltiger Anlauf — „es spukt drinnen, Frau Pastorn!“

Belustigt blickte ich mein altes, treues Faktotum

an, dessen Gespensterfurcht mir bekannt und die schon gar oft eine Quelle der Heiterkeit für uns geworden war. In ihrer Phantasie wimmelte es von schwarzen Ungeheuern, Kobolden und Hexen, und dreimal wehe dem armen Weiblein, welchem Mutter Natur vielleicht hervorragende Zähne und schielende Augen verliehen, es konnte gewiß sein, daß Babette ihm den Eintritt ins Haus durch Davorlegen zweier gekreuzter Besen zu verleißen suchte, nach ihren Ansichten ein probates Mittel gegen Hexen und ihre teuflischen Künste.

„Wer hat dir denn dieses Märchen wieder aufgebunden? Sicher irgend eine liebe alte Frau Base, und du Hasenfuß schämst dich nicht, solchen Unsinn zu glauben. Doch tröste dich nur. Ich selbst will ja mit den Kindern darinnen schlafen, für dich ist also nicht die geringste Aussicht vorhanden, daß dir von irgend einem heimtückischen Geiste der Hals umgedreht wird!“

Dieser Dialog fand an einem Sommermorgen zwischen mir und meiner alten Magd statt.

Wir waren verjezt worden, und während mein Mann auf den Bergen Tirols herumkletterte, und die Kinder jedenfalls die größterliche Nachsicht bis aufs Äußerste erschöpften, hatte ich es übernommen, unser neues Heim behaglich einzurichten. Es sollte mir dies nicht schwer fallen, denn das alte Haus lag idyllisch mitten im Garten, und besonders jetzt im hellen Sommersonnenschein sah es äußerst einladend aus. Ich mußte aufs neue lächeln, als ich an Babettes Abmahnungen dachte.

Solch niedlichen kleinen Hausgeist mir als Mitbewohner des neuen Heims zu denken, hatte etwas ungemein Erheiterndes für mich, und ich hätte sehr gern einmal die Bekanntschaft solch zweifelumbrauten Wesens gemacht.

Ein unlängst gewesener Geisterprozeß, der großes Aufsehen machte, hatte auch mich lebhaft interessiert, und mit stillem Staunen sah ich aus dem Gang der Verhandlung, wie selbst sicherlich sehr durchgebildete Leute von der Echtheit der Geistererscheinungen überzeugt waren.

Trotz des Kopfschüttelns meiner getreuen Alten richtete ich das große Eckzimmer im Parterre als Schlafzimmer für mich und die Kinder ein. Es hatte auch gar nichts Unheimliches. Helle Tapeten gaben ihm ein freundliches Aussehen und durch die geöffneten Fenster strömte süßer Duft, — die große Linde dicht vor dem einen Fenster stand in voller Blüte. Daß diese Linde zugleich dicht an der Kirchhofmauer stand, wo, wie Babette mir schauernd erzählte, die Selbstmörder begraben lagen, störte mich nicht.

Von den armen Seelen, die da unten den letzten Schlaf schliefen, spürte wohl keine das Verlangen, wieder zur Erde, die sie einst freiwillig verlassen, zurückzukehren. — — —

Nun wohnten wir bereits einige Monate im Pfarrhaus. Schon begann sich das Laub der Linde gelb zu färben, die Schwalben umkreisten den alten Kirch-